

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses

Ein Opfer des Beichtgeheimnisses *

Erstes Kapitel

Ein Ausflug nach Ste-Victoire

Der Winter war am Scheiden, und das Frühjahr 1888 hielt seinen Einzug in die sonnige Provence. Schon lange war die leichte Schneedecke, die nur auf kurze Zeit die Berge und die weite Ebene um Aix verhüllt hat, unter den lauen Lüften geschwunden, welche vom nahen Mittelmeer her wehten. Freundliches Grün kleidete nun, leider ebenfalls für kurze Frist, die Landschaft; denn bald sollte die Gluthitze des Sommers ihre Pracht unbarmherzig in sonnenverbrannte Höhen und staubige Flächen verwandeln. Es war der erste Sonntag in der Fastenzeit. Das freundliche Wetter lockte Scharen von Spaziergängern aus den Straßen des „welschen Nachens“ (Aix) heraus, das die alten Römer schon hundert Jahre vor Christus um die heißen Quellen gegründet hatten, welche auch dort heilkräftig dem Boden entströmten. Weg und Steg war mit fröhlichen Gruppen besät. Weit aus die meisten wanderten fröhlich plaudernd den Gärten oder Weinbergen zu, die fast jeder Bürger der Stadt besitzt, um in den kleinen Gartenhäuschen den Sonntagnachmittag zuzubringen. „Bastides“ oder „Bastidons“ nennt der Provençale diese Häuschen oder Türme, welche in den mannigfaltigsten Formen, immer schneeweiß getüncht und gewöhnlich von Reben umrankt, über Täler und Hügel hingestreut sind und das an sich etwas tote Landschaftsbild beleben. Aber auch den Höhen der Alpen zu, die Flüßchen und Bäche entlang, welche jetzt munter rauschend den Überschuß des letzten reichlichen Frühlingsregens aus den Bergen dem Arc brachten, zogen einzeln oder gruppenweise muntere Ausflügler, und die Landstraßen nach Lambesc und Peyrolles wimmelten von Fußgängern, Reitern und leichten Fuhrwerken.

Ein ganz besonders beliebtes Ziel bildeten die Felsenhöhlen von Ste-Victoire, die sich kaum zwei Stunden östlich von Aix zu 900 Meter erheben und die niedrigeren Küstenketten bis ans tiefblaue

Seite von Aix die weißgelbe Felswand empor, auf deren Scheitel ein riesiges Meer gewähren. Steilrecht steigt auf der Kreuz, das „Kreuz der Provence“, in den blauen Himmel ragt und weithin vom „Siegesberge“ herab verkündet, in welchem Zeichen der Christ zu siegen hoffe. Wer zu ihm hinaufklimmen wollte, mußte sich nach Norden wenden; da senkt sich der Berg in etwas sanfteren Hängen zu Tale, während er auch auf der Südseite, zwar nicht als Felswand, aber doch schroff und abschüssig genug abfällt. Auf dieser Seite liegt gleich vorn im Tale an den Fuß des Berges hingeschmiegt ein Dorf. Stufenförmig steigen die Steinhäuser und Gartenmauern übereinander empor, und fast burgartig erhebt sich über ihnen, an die Bergwand angelehnt, die Kirche und das alte Kloster von Ste-Victoire.

Dahin hatte von Aix gleich nach dem Gottesdienste und dem Mittagstische eine ältere Frau mit zwei Kindern den Weg genommen. Es war eine Sechzigerin; schon stark gebleichte Haare quollen unter der weißen Spitzenhaube hervor. Dem freundlichen, von der Anstrengung etwas geröteten Gesichte sah man es an, daß ihr das Gehen doch mehr Mühe verursache, als sie wohl selber anfangs gedacht hatte. Wirklich war der Ausflug für ihr Alter fast zu weit; allein wozu verleitet nicht eine Mutter die Liebe zu ihrem Kinde und zu den Kindern ihrer Kinder!

„Charles! Julie!“ rief sie jetzt ihren beiden Enkeln zu. „Wie ihr nur so springen und laufen könnt! Bedenkt doch, daß wir wohl noch eine Stunde bis zur Farm von St-Ferreol haben, und dann geht das Steigen erst an. Aber so machte ich es gerade in euern Jahren, und jetzt werdet ihr vielleicht mehr Mühe haben, mich alte Frau nach Hause zu bringen, als ich euch. Kommt, wir wollen unter diesen Olivenbäumen etwas rasten.“

„Bist du denn schon müde, Großmama?“ sagte der Knabe, das braune Kraushaar aus dem blühenden Angesichte streichend. „Ich könnte noch viel, viel weiter laufen, ohne zu rasten, bis Brignolles, bis zur

* Gesammelte Romane und Erzählungen von Joseph Spillmann, S. J. Freiburg, im Breisgau, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung

Ste=Baume, bis nach Marseille, bis ans Meer! O wie gern möchte ich einmal ans Meer und dann auf die großen Schiffe und fort, weit, weit, bis zu den fernen Inseln, wo die Kokosnüsse wachsen und die Wilden wohnen, welche von den Missionären aus bösen Heiden zu braven Christen bekehrt werden, wie uns Onkel Francois das letzte Mal erzählte! Weist du, Großmama, ein solcher Missionär will ich einmal werden.“

„Dann mußt du aber viel fleißiger studieren und eine bessere Note im Latein nach Hause bringen als die letzte Woche“, sagte etwas schnippisch das Mädchen.

„Was? Zankt ihr euch schon wieder? Und ihr habt mir versprochen, so artig zu sein, wenn ich euch zu Onkel Francois mitnehme!“

„O Großmama, verzeih mir, ich meinte es nicht böse“, bat Julie. „Auch du, Charles, mach mir keine so zornigen Augen. Komm lieber und hilf mir einen schönen Strauß für den Onkel pflücken, während Großmama ihre müden Beine etwas ruhen läßt. Sieh, wie schöne Schlüsselblumen da die Hecke entlang blühen!“

Rasch versöhnt eilte der Knabe mit dem etwas älteren Schwesterchen zu den Blumen, und bald kamen sie mit ganzen Händen voll zur Großmutter zurück, die ihnen nun helfen sollte, sie zum Strauße zu ordnen.

Die armen Blumen werden weß sein, bevor wir Ste=Victoire erreichen“, meinte lächelnd die Frau.

„O, Onkel Francois wird sie in die hübschen vergoldeten Vasen stellen, welche du ihm zu seiner ersten Messe geschenkt hast, und in dem frischen Wasser erholen sie sich wieder. Und sie werden sich prächtig ausnehmen neben dem Bilde der seligsten Jungfrau. Letzte Woche brachte Nannete Lecomte, du weißt, das Töchterchen des Gärtners in der Vorstadt, noch viel weßere Blumen in unsere Schule, und sie haben sich doch wieder erholt, als Schwester Angelique dieselben in frisches Wasser stellte. Aber sieh da, ist das nicht Herr Le Noir, unser Bäcker, der da in dem schönen neuen Wägelchen ganz allein des Weges kommt?“

„Ja, es ist Herr Le Noir!“ rief der Knabe, hocherfreut, seinen Freund zu sehen, der ihm schon so manche Zuckerbrezel als Trägerlohn gegeben hatte, wenn er Ende des Monats das Geld für das erhaltene Brot brachte. Mit vor

Freude blitzenden Augen schwang er seine Mütze und rief dem freundlichen Manne, dessen Brauner gemütlich des Weges dahertrottete, grüßend zu: „Herr Le Noir, Herr Le Noir, guten Tag und glückliche Fahrt!“

„Ei, das ist ja mein junger Freund Charles, wenn mich meine Ohren nicht täuschen“, sagte der Bäckermeister und tastete nach seinem Zwicker, der ihm an einer Gummischnur über die Weste baumelte, gleichzeitig die Zügel anziehend und den wohlgenährten Braunen zum Stehen bringend. „Meine Augen sind nämlich nicht mehr so gut wie meine Ohren“, sagte er, und dann rief er, als der Zwicker auf der Nase saß: „Richtig, Charles Jardinier! Willst du mitfahren, mein Junge? Und was seht ihr? Mutter Montmoulin, seid Ihr es? Und Ihr seid zu Fuß den weiten Weg von Nir her gegangen? Das nenne ich einmal eine rüstige Frau für Euer Alter! Weiß Gott, ich würde nicht die Hälfte des Weges zu Fuß zurücklegen und bin doch wohl ein halbes Duzend Jahre jünger als Ihr!“

„Das glaube ich wohl, Herr Le Noir“, antwortete Frau Montmoulin. „Meine Füße haben nicht zu viel zu tragen. Übrigens bin ich viel müder geworden, als ich dachte.“

„Ha, ha, ha!“ lachte der gemütliche Mann. „Das Doppelte werden meine Untertanen schon zu tragen haben. Das kommt von dem Mehlstaub und von einigen andern Sachen, die ich täglich schlucke. Und wo geht's denn hin, Frau Nachbarin, bei dem herrlichen Frühlingswetter?“

„Nach Ste=Victoire. Ich muß doch meinen lieben Sohn nach dem Winter wieder einmal besuchen. Und da wollte ich den schönen Nachmittag mit meinen beiden Enkelkindern zu diesem Ausfluge benutzen.“

„Das trifft sich ja herrlich! Ich nehme euch alle drei bis zum Wirtshaus Aux quatre Bras mit. Von dort ist es ein Sprung bis Ste=Victoire. Geschwind einsteigen, Mutter Montmoulin! Und du, Charles, hilfst deinem Schwesterchen auf den Rücksitz!“

Frau Montmoulin wollte sich anstands- halber zwar etwas sträuben, aber das half wenig; mit einem Hurra kletterte Charles hinten auf das leichte, zweirä- derige Gespann, die Schwester nach sich ziehend, während die Großmutter, von dem freundlichen Herrn unterstützt, mit

vielen Entschuldigungen einstieg und neben Herrn Le Noir Platz nahm.

„Redet mir doch nicht von Angelegenheiten, gute Frau Montmoulin“, sagte der Bäckermeister, das Roß antreibend. „Es ist mir eine Freude, mit einer Frau, wie Ihr zu fahren. Hände, die von ehrlicher Arbeit hart geworden, schätze ich höher als Diamanten an den Fingern und seidene Kleider. Auch ich habe von Jugend auf redlich arbeiten müssen, und wenn Gott mein Schaffen reichlicher segnete als das anderer Leute, so brauche ich mir nichts darauf einzubilden. — Und so wollt ihr heute nach Ste-Victoire hinaus zu Eurem Sohne, dem Herrn Pfarrer? Schön! Er kann stolz darauf sein, eine so brave Mutter zu haben. Aber sagt mir einmal — nicht als ob ich mich in Eure häuslichen Angelegenheiten mischen wollte —: der vortreffliche Herr Abbe hat jetzt eine recht gute Pfründe, nicht? Da könnte er doch wohl etwas mehr für Euch tun, jetzt in Euren alten Tagen! Es muß für Euch recht schwer gewesen sein, das viele Geld für seine Studien aufzubringen?“

Herr Le Noir war ein ganz braver Mann, allein sehr zartfühlend war er eben nicht. Doch Frau Montmoulin unterdrückte, von seiner guten Absicht überzeugt, jede Empfindlichkeit und sagte: „Gott und gute Leute haben geholfen, Herr Le Noir, und bis auf einen kleinen Rest ist der letzte Sou getilgt, den ich für meinen Francois aufnehmen mußte. Und Francois hat mir jedes Opfer tausendfach vergolten, nicht durch Gold, aber durch seine Liebe.“

„Was Ihr nicht sagt, Frau Nachbarin! Ihr hättet jetzt noch einen Schuldenrest zu tilgen, den Ihr Eures Sohnes wegen auf Euch laden müßtet? Aber das sind doch gewiß schon acht bis zehn Jahre, daß Euer Sohn Priester ist — und er konnte bis heute noch nicht so viel zurücklegen? Er muß ein schlechter Haushalter sein — Verzeihung Frau Nachbarin!“

„Mein Sohn ist allerdings in gewisser Beziehung ein schlechter Haushalter“, entgegnete Frau Montmoulin lächelnd. „Er lebt so schlicht und einfach als möglich; aber er hat eine Leidenschaft: die Armen! Jeden Bissen, den er sich vom Munde abspart, gibt er ihnen, und wenn er bei seinen Krankenbesuchen in irgend einer Hütte Not und Mangel trifft, so drängt es ihn, dem geistlichen Troste auch den leiblichen beizufügen. Und so fliegt das wenige Geld, das jetzt die

Republik den Geistlichen bezahlt, immer viel zu rasch aus seinem mageren Beutel.“

„Ja, ja, die alten, fetten Pfründen sind längst von der Revolution aufgehoben und eingezogen, und ich habe immer gedacht, das Geistlichwerden sei heutzutage eine schlechte Spekulation. Aber die Herren haben doch ein bequemes Leben, meine ich, und können sich immer jährlich ein paar hundert zurücklegen. Freilich, wenn einer jeden Sou den Armen nachwirft, so ist das seine Schuld. Weshalb überläßt Euer Sohn die Sorge für die Armen nicht dem Bürgermeister und der Armenpflege?“

„Ach, lieber Herr, das Almosen, das diese Herren Beamten gefühllos und nur zu oft mit harten Worten den Armen zuweisen, ist nur ein halbes Almosen und schadet manchmal mehr, als es nützt. Eine Gabe, welche mit Liebe und zartfühlender Schonung geboten wird, die ist Balsam für das Herz. Nein, nein, da gebe ich meinem Sohne recht: der Geistliche ist der eigentliche berufene Armenvater, wie er mir einmal gar ergreifend erklärt hat. In den guten alten Zeiten war das Kirchengut Armengut; von den reichen Pfründen durften die Geistlichen zwar leben, aber den Überschuß sollten sie den Armen und der Kirche zuwenden. Und so hält es mein Sohn jetzt noch, weit mehr, als er verpflichtet wäre.“

„Hm, hm, nichts für ungut, Frau Montmoulin“, sagte der Bäckermeister mit einem Blicke auf die reinlich, aber ärmlich gekleidete Frau an seiner Seite, „allein ich sollte meinen, es wäre doch seine erste Pflicht, Euch in Euren alten Tagen etwas kräftiger unter die Arme zu greifen.“

„O, solange mir Gott die Gesundheit gibt, komme ich ganz gut aus“, entgegenete errötend die Frau. „Mein kleiner Laden mit Wollwaren hat gute Kundschaft, und meine Finger sind hübsch fleißig und können auch im Dunkeln stricken. Dann ist die neue Strickmaschine da, welche meine Tochter aus dem kleinen Nachlaß ihres seligen Mannes anschaffte und welche die prächtigsten Jacken und alle möglichen Wollwaren rasch herstellt. So kommen wir zwei Frauen mit den beiden Kindern, Gott sei Dank, ganz gut aus. Und damit Sie ja von meinem Francois keine unbillige Meinung haben, will ich Ihnen verraten, daß er wiederholt anbot, aus seinen kleinen Ersparnissen unsere Hausmiete zu bezah-

len. Auch ist es sein innigster Wunsch, ich möchte zu ihm ziehen, um meine letzten Tage sorglos unter seinem Dache zu verleben. Vielleicht lasse ich mich dazu bewegen, da er jetzt Raum genug hat.“

„Natürlich. Er wohnt ja in dem alten Kloster. Und herrlich ist es gelegen! Die Zimmer im oberen Stockwerk müssen eine prächtige Aussicht haben. Und gesunde Luft ist da oben — ganz etwas anderes als in den engen Gassen unserer Stadt! Na, da kann ich nur Glück wünschen, Frau Montmoulin! Da müßt Ihr ja wieder jung werden! Und schau, da sieht man ja das schöne Ste-Victoire schon!“

In der Tat wurde das alte Kloster von Ste-Victoire, welches bisher ein Ausläufer der Bergkette verdeckt hatte, bei einer Wendung der Straße jetzt sichtbar. Freundlich schauten die weißen Mauern des lang hingestreckten Baues, der sich an die Bergflanke lehnte, aus einem ganzen Wäldchen von Pflaumen- und Pfirsichbäumen hervor. Ihm zu Füßen lagen am Abhange, zwischen Gärten und Baumgruppen hingestreut, die Hütten und Häuser des Dorfes, während die altertümliche Kirche mit ihrem schlanken Dachreiter das Kloster, dessen einen Flügel sie bildete, und das ganze Kirchspiel überragte. Im Hintergrunde stieg der Berg mit meist baumlosen, jetzt aber von zartem Frühlingsgrün überhauchten Hängen dem tiefblauen Himmel zu. Es war ein freundliches Landschaftsbild, dessen einfache Zeichnung das warme Licht des Südens verklärte.

„Ste-Victoire, Ste-Victoire!“ jubelte Charles, der inzwischen mit seinem Schwesterchen die Veilchen, Schlüsselblumen und Narzissen immer wieder zu neuen Sträußen geordnet hatten. „Ich glaube, ich sehe Onkel François. Sieh nur, das Fenster seiner Stube, das äußerste bei dem alten Olbaum, ist geöffnet.“ Damit schwenkte der Knabe grüßend seine Mütze, und auch Julie winkte mit ihrem weißen Tüchlein gegen das Kloster hin.

„Nun, daß du deinen Onkel sehen könntest, traue ich selbst deinen klaren jungen Augen nicht zu, Charles“, sagte Herr Le Noir, sich zu den Kindern umwendend. „Aber mein Wägelchen könntest du vom Kloster aus wohl auf der Straße von Brignoles zurückkommen sehen. Paß also gegen sechs Uhr gut auf, und wenn du es erblickst, dann komme mit deiner Großmama und Julie ganz gemächlich

zum Wirtshaus Aux quatre Bras, wo ich mich ein halbes Stündchen aufhalten werde. Dann könnt ihr mit mir nach Aix zurückfahren.“

„O wie gut Sie sind, Herr Le Noir! Prächtig! So können wir viel, viel länger beim Onkel bleiben, und Großmama wird gar nicht müde“, rief Charles, und Frau Montmoulin nahm nach einigem Sträuben die freundliche Einladung des Bäckermeisters an.

„Ich bin freilich das Fahren nicht mehr gewohnt“, sagte sie. „Seit mein guter Georges, mein Mann selig, das Zeitliche segnete, ist es heute das erste Mal, daß ich spazieren fahre. Sonst spannte wohl Georges Sonntagnachmittag sein Wägelchen an und fuhr mit mir und den Kindern nach Kehl oder Molsheim oder Illkirch oder sonstwohin.“

„Es sind Ortschaften in der Nähe von Straßburg fuhr die Frau fort. „Ich war dort mit meinem lieben Manne wohnhaft, bis der unselige Krieg unserem Glück ein Ende machte. Georges hatte daselbst in der Nähe des Steintores ein Geschäft mit Süßfrüchten, und als er in den fünfziger Jahren einmal hier in der Provence getrocknete Pflaumen von Brignoles einkaufte, lernten wir uns kennen, und ich folgte ihm mit dem Segen meiner Eltern als seine Frau nach dem fernen Rhein. Es ging uns recht gut, bis der schreckliche Krieg ausbrach und das deutsche Heer, ehe wir uns dessen verahen, Straßburg umschloß. Ach, Herr Le Noir, das war eine Zeit! Bald flogen die deutschen Granaten bis mitten in die Stadt, und von einem Entsatz, auf den wir anfangs hofften, war keine Rede mehr, als die Armeen bei Metz geschlagen waren. Und gerade das Steintor hatten sich die Deutschen für den Hauptangriff ausersehen. Bevor aber das große Bombardement begann, kamen einige Herren aus der Schweiz und erwirkten bei den feindlichen Anführern die Erlaubnis, schutzlose Frauen aus der bedrohten Stadt herauszuholen. Unter Trommelschlag wurde das Anerbieten in den Straßen bekannt gemacht, und sofort befahl mir mein lieber Georges mit den Kindern ihn und die Stadt zu verlassen. Ach, Herr, das war ein trauriger Abschied! Aus Liebe zu den Kindern tat ich endlich den Willen meines Mannes. François war damals ein Knabe von sechszehn Jahren und studierte am Gymnasium; Charlotte war einige Jahre jünger. Wir

umarmten und küßten uns und zogen endlich mit der traurigen Schar ab — es mögen an zweitausend gewesen sein —, welche von den Schweizer Herren durch das feindliche Heer nach Basel geführt wurden. Wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht, als der schreckliche Kanonendonner hinter uns verkündete, daß die angedrohte Beschießung begonnen habe; aufsteigende Feuersäulen färbten den Nachthimmel in der Richtung Straßburg butrot. Bald kam dann auch die Nachricht von der Übergabe der Stadt nach Basel, und schon aus den Zeitungen erkannte ich einen Teil des Unheils, das uns betroffen: alle Häuser in der Nähe des Steintores liegen in Schutt und Asche, so hieß es! Ein, zwei Tage wartete ich auf Nachrichten von meinem Manne. Ich wartete eine Woche. Er wäre gekommen, er hätte wenigstens geschrieben, sagte ich mir, wenn er noch lebte. Die guten Leute, die mir und den Kindern Gastfreundschaft boten, wollten mich mit der Unsicherheit der Post in Kriegszeiten trösten. Aber ich ließ mich nicht länger halten und bestieg einen der ersten Züge, die wieder nach Straßburg gingen, die Kinder einstweilen der Hut unserer Gastfreunde in Basel anvertrauend. Ach, Herr Le Noir, daß Gott Sie vor einem solchen Anblick bewahre! Als ich ankam und über Brandtrümmer und Schutthaufen kletternd ungefähr die Stelle unserer Wohnung erreicht hatte, gruben sie gerade den Leichnam meines lieben Georges aus den Trümmern heraus. An seinen Kleidern und an dem Ehering erkannte ich ihn. Seht hier ist er!“

Damit zog Frau Montmoulin den stark beschädigten Ring, welchen sie an einer Schnur am Halse trug, hervor und zeigte ihn dem braven Bäckermeister, der mit großer Teilnahme der Erzählung gelauscht hatte. „Man sieht es dem Ringe an, das er das Loß seines Herrn teilte. Wie er verbogen ist! Einstürzende Mauern müssen den Ärmsten zermalmt haben. — Und die Preußen haben Euch im Frieden ziehen lassen, Frau Montmoulin?“ fragte Herr Le Noir. „Es müssen wahre Teufel von Menschen sein.“

„O, sie waren ganz menschlich und freundlich und gaben mir selbst das bißchen Geld aus der Ladenkasse, die sie ebenfalls unter dem Schutte hervor-zogen, bis auf den letzten Sou zurück,

und einer der Offiziere, der dabei stand und die Leute überwachte, wollte mir sogar ein Goldstück in die Hand drücken, als er erfuhr, ich sei die jetzt völlig zu Grunde gerichtete Witwe des Toten. Gott gab mir Stärke in jenen Tagen, sonst hätte das Unglück mich um den Verstand oder zu Georges ins Grab gebracht! Als er bestattet war, eilte ich zu meinen Kindern nach Basel und beschloß, mit denselben in meine alte Heimat, in die Provence, zu ziehen. Die Gastfreunde wollten keinen Heller von mir annehmen — Gott lohne es den guten Leuten! — ja sie beschenkten mich noch, und so reiste ich mit den Kindern über Genf die Rhone hinab nach meinem lieben alten Aig, wo meine Mutter damals noch lebte. Und dann richtete ich mich in dem kleinen Häuschen ein, das wir jetzt noch bewohnen, und fing mit den paar hundert Franken, die mir Georges beim Abschiede von Straßburg auf die Reise geben konnte — es war sein ganzes damaliges Barvermögen — den kleinen Wollwarenhandel an, der uns seither spärlich, aber ehrlich ernährte. Ich werde Sie wohl mit meiner Geschichte gelangweilt haben, lieber Herr Le Noir. Sie müssen es mir verzeihen; wenn eine alte Frau ans Reden kommt, gibt es eben nicht gleich ein Ende.“

„Verzeihen!“ rief dieser. „Von Herzen danken muß ich Euch! Eure Schicksale haben mich tief ergriffen — und wenn Ihr einmal einen Freund in der Not brauchen solltet, so denkt an den Bäckermeister Le Noir. Bei meiner Ehre, Ihr seid eine brave Frau! Ich hoffe, der Rest Eures Lebens werde ruhiger und glücklicher verlaufen als die Vergangenheit, die Euch wahrlich mit harten Prüfungen heimsuchte. Wenn Ihr nun bald zu Eurem hochwürdigen Sohne nach Ste-Victoire zieht, so fangen dafür goldene Tage an.“

„Wie Gott will, Herr Le Noir, Darauf gehofft habe ich schon lange“, sagte die Frau mit einem Seufzer; denn gerade jetzt beschlich sie eine bange Ahnung, als ob eine neue Prüfung wie eine schwarze Wetterwolke emporzüge. „Wie Gott will“, wiederholte sie noch einmal.

„Möge die Hoffnung sich recht nach Wunsch erfüllen. Und hier sind wir schon bei Aux quatre Bras! Was mir die Zeit ob Eurer Erzählung kurz geworden ist! Also Charles, mein Freund, paß gut auf, daß ihr gegen sechs Uhr hier seid.“ Da-

mit sprang der behäbige Bäckermeister gewandter vom Wagen, als man es bei seinem Leibesumfang hätte denken sollen, und half der guten Frau Montmoulin beim Aussteigen. Die Kinder waren rasch heruntergeflattert, und nach herzlichem Danke wandte sich die Großmutter mit ihnen bergan dem Kloster zu.

Zweites Kapitel

Der Pfarrer von Ste-Victoire und sein Küster

Der Pfarrer von Ste-Victoire hatte einen Tag angestrengtester Tätigkeit hinter sich, wie es der Sonntag für den eifrigen Priester gewöhnlich ist.

Früh vor Tag war Abbe Monmoulin aufgestanden und hatte in der Kirche vor dem hochwürdigsten Gut sein betrachtendes Gebet gehalten und dann selbst die Angelusglocke geläutet; denn der nachlässige Küster war wieder einmal träg im Bette geblieben. Als nun mit dem ersten Morgenlichte auch schon Andächtige in das Gotteshaus kamen, mußte er als Beichtvater des mühseligen, heiligen Amtes walten. Es war der erste Fastensonntag; darum drängten sich viele zum Empfange der heiligen Sakramente und hielten ihn stundenlang in dem Beichtstuhle, bis die Zeit der Messe und Predigt herankam. Der gute Abbe wußte kaum mehr, wo ihm der Kopf stand, als er in der Sakristei die heiligen Gewänder anlegte. Brummig half ihm dabei der Küster. Seiner Nachlässigkeit sich bewußt, erwartete er einen wohlverdienten Verweis und wunderte sich nicht wenig, statt dessen nur die freundliche Frage zu vernehmen: „Gut ausgeschlafen, Lofer?“

In der Predigt sprach Abbe Montmoulin über das Sakrament der Buße und betonte namentlich, wie leicht uns der Heiland die Beicht gemacht, indem er seinem Stellvertreter das strengste Schweigen als heiligste Pflicht auferlegte, so daß nichts, auch nicht der Verlust aller irdischen Güter, ja der Ehre und des Lebens, den Priester von dem Beichtstuhl entbinden könne. Als Beleg dafür führte er das bekannte Beispiel des heiligen Johannes von Nepomuk und aus neuerer Zeit den Opfermut eines polnischen Priesters an, der um des Beichtgeheimnisses willen schmachtvoll verurteilt und nach Sibirien verbannt wurde. Am Schlusse wandte er sich in ergreifenden Worten an die lei-

der wenig zahlreich anwesenden Männer und beschwor sie, in der jetzt begonnenen Bußzeit der heiligen Fasten die vielleicht schon länger versäumte Pflicht der Beicht zu erfüllen und sich so der Gnade und der Friedens theilhaftig zu machen, den der Heiland als Preis seines bitteren Leidens in diesem trostreichen Sakramente niedergelegt habe.

Es war spät geworden, als Abbe Montmoulin endlich die priesterlichen Gewänder ablegen konnte und nach einer kurzen Dankagung in seine Stube gelangte, wo ihn eine Tasse Kaffee, freilich nicht mehr ganz warm erwartete. Dann mußte das lange Fastenbrevier gebetet werden, und zwischen hinein meldeten sich der Reihe nach ein halbes Duzend seiner Pfarrkinder, welche in den verschiedensten Vorkommnissen Trost, Hilfe, Unterweisung wünschten. Endlich brachte die alte Susanne, welche sein Zimmer in Ordnung hielt, aus dem nahen Wirtshaus „Zur Olive“ das frugale Mittagmahl herüber. Zu einer eigenen Haushälterin hatte er es nämlich noch nicht gebracht; der Posten war seiner Mutter vorbehalten, sobald er ihr eine anständig eingerichtete Wohnung anbieten könnte.

Susanne hatte sich natürlich in ihren Sonntagsstaat geworfen, ein hellblaues Rattunkleid mit großen gelben und roten Blumen, dazu ein grünes, weiß gestreiftes Schultertuch mit langen Fransen. Zu dieser Farbenpracht paßte freilich das runzelige Gesicht mit den gelblichweißen Haaren wenig, welche sie etwas unordentlich unter die schief gedrückte Spizenhaube zurückgeschlagen hatte. Susanne zählte nämlich nahe an die Siebzig und mag überhaupt in ihrem Leben niemals eine Schönheit gewesen sein. Aber das schadete wenig; eine gute treue Seele war sie und kannte keinen anderen Herzenswunsch auf Erden, als es dem Herrn Pfarrer nur ja recht und bequem zu machen.

Als die gute Alte die Suppe auf den Tisch gestellt hatte, strich sie mit ihren runzeligen Händen die Schürze und das Rattunkleid glatt, wünschte dem Herrn „Wohl bekomme!“ und sagte: „Ach, was der Herr Pfarrer heute schön gepredigt hat! Aber das Beichtgeheimnis und wie der Priester eher sterben muß, als daß er auch nur eine lässliche Sünde verraten dürfte! Und dann das schöne Beispiel vom hl. Nepomuk und von dem polnischen Priester! Ich habe ein wenig

in der Kirche herumgesehen — ich denke, es wird keine schwere Sünde sein; denn ich tat es nur, um mich zu erbauen —, und da sah ich, wie die Leute weinten. Leider waren die Rechten, die das hätten hören müssen, der Maire und der Notar und die andern von den liberalen Herren aus der „Goldenen Rose“, nicht da. Die haben jetzt Wichtigeres zu tun als die Kirche zu besuchen; die müssen jetzt an die Wahlen denken! Und der eine, der da war, der liederliche Rüster, hat unter der Sakristeire nur ganz höhnisch gegrinst, anstatt Miene zu machen, sich die schöne Predigt zu Herzen zu nehmen und endlich einmal zu beichten.“

„Nun, Susanne, schöne Worte befehlen die Herzen noch lange nicht! Da müßt Ihr recht wacker beten; das nützt mehr als über die Verstocktheit der Sünder jammern. Der liebe Gott ist langmütig und barmherzig und weiß die Irrenden zu finden.“

„Du liebe Zeit! Da habe ich mich am Ende durch geistigen Stolz und Lieblosigkeit verfehlt, und ich wollte doch nur dem Herrn Pfarrer sagen, wie schön er gepredigt hat! Nehmen Sie nichts mehr von diesem Rindsbraten? — er ist wahrscheinlich wieder etwas hart und zäh. Der Metzger hat uns wieder Fleisch von einer alten Kuh geliefert. Ich mit meinen drei Zähnen kann schon gar nichts beißen; aber Sie sind noch jung und haben ein vortreffliches Gebiß — geht's doch nicht? Soll ich abtragen? Aber wie werden Sie es denn bei so wenig Essen aushalten?“

„Ganz gut, Susanne. Nur müßt Ihr mir jetzt etwas Zeit lassen, die Christenlehre vorzubereiten; denn die ist noch wichtiger als die Predigt“, entgegnete Abbe Montmoulin und sah lächelnd der besorgten Alten nach, welche unter Kopfschütteln mit den Schüsseln durch die Tür verschwand. Dann griff er zum Katechismus und zu einem Exempelbuche und überdachte noch einmal den Unterricht, den er schon im Laufe der Woche studiert hatte. Sinnend saß er da, den Kopf in die Hand gestützt. Die freundlichen, etwas bleichen Züge des schönen, noch jugendlichen Gesichtes ließen seine ernste, aber im Grunde doch fröhliche Natur erkennen, welche durch eine reine, in den Übungen des Studiums und der Frömmigkeit verbrachte Jugend veredelt war.

Zu dem Priester paßt seine einfache Um-

gebung — das schlichte Zimmer mit den weiß getünchten Wänden, dem braunen Holzwerk an der Decke und den Türrahmen, welche mit wunderlichen Schnitzereien aus alter Zeit verziert waren. Auch das Kruzifix an der Wand und ihm gegenüber das Vesperbild hatte die kunstfertige Hand und der fromme Sinn irgend eines alten Meisters geformt. Freilich, die wohlfeilen, vergoldeten Vasen neben der schmerzhaften Mutter paßten nicht recht zu dem alten Schnitzwerk; auch das ärmliche Stehpult aus Tannenholz sowie das schmucklose Büchergestell mit den wenigen Büchern und alle übrigen Möbel redeten laut von der Dürftigkeit des Priesters. Aber es war eine Armut, die mit Frohmuth und Zufriedenheit Hand in Hand ging. Und in der That, was bedurfte er auch des Prunkes? Die süß duftenden Hyazinthen, die am offenen Fenster prangten, der liebe Sonnenschein, der freigebig sein Gold in die Stube warf, die linden Frühlingslüfte, die den Duft der blühenden Bäume aus den Gärten herauftrugen, machten die einfache Zelle traulicher und wohnlicher als die reichen Teppiche, kostbaren Gemälde und üppi-gen Möbel ein Prunkgemach. Alles in der Umgebung des Pfarrers atmete Sonntagruhe und heiligen Frieden, und nichts ließ ahnen, wie nahe der Sturm sei, der diesen Frieden grausam stören sollte.

Nur zu bald rief die Glocke den Pfarrer wieder in die Kirche. Nach der Christenlehre, welche seine ganze Kraft in Anspruch nahm, folgte die Vesper mit Kreuzwegandacht und sakramentalem Segen. Zum Schlusse hatte er noch ein Kind zu taufen.

Was Wunder, wenn der gute Abbe Montmoulin sich endlich mit einem Seufzer der Erleichterung in seinen Lehnstuhl setzte und bei der milden Frühlingsluft, welche durch das offene Fenster einströmte, beinahe eingenickt wäre! Aber er rieb sich die Augen und sagte: „Was? Schlafen am hellen Tag? Nein, dafür bin ich noch zu jung. Geschwind, es erübrigt gerade Zeit, die Rechnungen des St. Josephs-Vereins noch einmal nachzusehen und das Geld zu zählen, welches Madame Blandhard bei meinem Vorgänger und mir hinterlegte. Sie will ja morgen die große Summe hier abholen. Gott sei gepriesen, daß jetzt mit dem Baue des Krankenhauses begonnen wird. Wie es nur möglich ist, daß diese gute

Madame Blanchard mit ihren Gefährtinnen eine solche Menge Geld zusammenbringt. Die Wohlthätigkeit ist doch noch groß in unserem Frankreich; vielleicht verdient sie uns Gnade bei Gott und die Wiederkunft des alten, frommen Glaubens.“

In diesen Gedanken warf der Priester einen Blick durch das Fenster hinab auf das Dorf, das unter blühenden Bäumen fast versteckt in stiller Sonntagsruhe lag. Dann öffnete er das Schreibpult, in welchem die Kasse des St. Josephs-Vereins verschlossen war. Eine Zeitlang las und rechnete er und zählte dann langsam und umständlich, wie es gewiß kein Geschäftsmann getan hätte, die Summe auf den Tisch.

„80 Hundertfrankenscheine macht 8000 Franken“, zählte er. „50 Zwanzigfrankenscheine macht 1000 Franken — zusammen 9000 Franken in Papier. 75 Goldstücke zu 20 Franken macht 1500 Franken in Gold — zusammen 10 500 Franken, und 215 Hunderthousendstücke sind 1075, und 425 Franken in kleinerem Geld — alles zusammen die 12 000 Franken, die Madame Blanchard bald holen will. Meiner Treu, eine schöne Summe! Ich habe noch nie so viel auf meinem Tische gesehen!“ Und der Abbe gab sich nochmals daran, die Rollen mit den Zehnjoussstücken zu zählen. Er war so eifrig in dieser ungewohnten Beschäftigung, daß er es ganz überhörte, wie schon zweimal an die Thüre geklopft worden war, und rief fast erschrocken „Herein“, als man jetzt ein drittes Mal ziemlich laut pochte.

Herein trat der Rüster und riß die Augen weit auf, als er das viele Geld auf dem Tisch ausgebreitet sah. „Alle Wetter!“ rief er, mit gierigem Blicke den Stoß Bankscheine, die funkelnden Goldstücke und den großen Haufen Silbergeld musternd, und fügte dann rasch bei: „Bitte um Entschuldigung Herr Pfarrer! Aber ich hatte keine Ahnung, daß Ew. Hochwürden so reich seien.“

„Es ist auch kein Sou von dieser Summe mein eigen“, entgegnete Abbe Montmoulin, dem es doch nicht lieb war, daß gerade sein Rüster beim Zählen einer solchen Summe überraschte.

Er traute dem Manne nicht recht, der allerdings ein bewegtes Leben hinter sich hatte. Derselbe war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mensch von wohl vierzig Jahren; seinen abgelebten Zügen

nach hätte man ihn aber für um fast zehn Jahre älter gehalten. Das dunkle Auge blickte frech und unstet; ein fed aufwärts gedrehter Schnurrbart, der die spöttischen Lippen beschattete, vermehrte noch den Eindruck eines leichtsinnigen, wohl auch liederlichen Burschen. Dazu kam eine breite Narbe, welche, oberhalb der rechten Augenbraue einsetzend, quer über die stark gerötete Nase und die linke Wange lief. Ein zu seiner Stellung als Rüster weniger passendes Gesicht hätte der Mann nicht wohl haben können; so stellte man sich allenfalls einen Feldhüter, aber nicht einen Kirchendiener vor. Loser — so hieß er — war von Geburt ein Deutsch-Lothringer, hatte während des Krieges unter den Franktireurs gegen die Deutschen gekämpft und dabei, wie er selber erzählte, manchen „Preußen“ aus sicherem Hinterhalte muthlos niedergeschossen. Nach Schluß des Friedens hatte er für Frankreich optiert und als Lohn seiner Heldentaten eine Verdienstmünze mit dem Anrecht auf Zivilversorgung erhalten. Er hatte sich aber wenig zulässig gezeigt. Seine einzige Empfehlung war die Säbelnarbe, welche er von einem deutschen Huzaren in einem Schärmützel erhalten haben wollte. In Wahrheit war es nur das Denkzeichen an ein recht unrühmliches Studentenduell. Der Reihe nach in verschiedenen Posten untergebracht, mußte er überall wegen dienstlicher Unpünktlichkeiten wieder entlassen werden. So war er auf seinen Kreuz- und Quersfahrten durch Frankreich auch in die Provence gekommen und hatte durch seine Zungenfertigkeit und den Hinweis auf seine „fürs Vaterland“ empfangene Wunde den Bürgermeister von Ste-Victoire für sich gewonnen, gerade als dieser vor Jahresfrist einen neuen Rüster suchte. Der Maire, ein aufgellärter Mann, bot dem „tapfern Lothringer“ die Stelle des Kirchdieners an, und Loser ließ sich herbei, dieselbe probeweise anzunehmen. „Ich habe zwar meiner Lebtag die Pfaffen nicht riechen können“, sagte der alte Franktireur dem Bürgermeister, „aber in der Not fängt der Teufel Fliegen.“ Und da sich inzwischen noch immer nichts Besseres dargeboten, war Loser, dank der Protektion des Bürgermeisters, bis heute Rüster geblieben, soviel Anlaß zur Unzufriedenheit der Pfarrer auch mit ihm hatte.

(Fortsetzung folgt.)